

Vom 4. bis 10. März 2010

Sounds Laure Perret

Freiburger Fräuleinwunder

Die Freiburger Sängerin Laure Perret kommt aus dem Nichts und macht alles richtig. Ihre Debüt-CD «Tired But Happy» ist ein klingender Edelstein.

Ane Hebeisen

Ja, die singenden Frauen. Beinahe wöchentlich könnte man davon berichten, vom neuen Fräuleinwunder; von noch unentdeckten jungen Sängerinnen und wie sie auf alten akustischen Gitarren neue Lieder einspielen, die in Sachen Schönheit nicht am Hungertuch nagen. Man könnte regelmässig den Vergleich zu Sophie Hunger bemühen, man könnte rühmen, dass diese neuen Frauen ihre Lieder selber erfinden und nicht in irgendwelchen Songschreiberfabriken einkaufen. Wie gesagt, wir könnten dies schier wöchentlich tun, doch wir tun es nur noch, wenn es tatsächlich notwendig ist.

Sympathische Strategielosigkeit

Im Falle der Freiburgerin Laure Perret ist diese Notwendigkeit wieder einmal gegeben. Die 25-jährige Sängerin und Multiinstrumentalistin dringt aus dem Nichts in die Musikwelt ein, mit Liedern, deren Schönheit einem schier den Atem raubt. Versammelt hat sie diese auf dem vornehmlich selber produzierten Debütwerk «Tired But Happy» (im Vertrieb von Disques Office). Eine Einspielung, deren geistiger Ursprung im amerikanischen Folk zu suchen ist und die eine dermassen üppige kompositorische Reife offenbart, dass bald augenscheinlich wird, dass hier etwas Nachhaltiges seinen Anfang nimmt.

Nachfragen nützen in solchen Fällen wenig, weil wahre Künstlerinnen ihr Tun in der Regel nur schwerlich zu erklären in der Lage sind. Im Falle von Laure Perret gibt es keinen konzeptionellen Überbau, keine künstlich frisierte Biografie, nicht einmal eine aufgeregte Promo-Dame, die auf die Popularitätsmehrungs-Trommel haut. Eine Plattenfirma hat Laure Perret nämlich nicht einmal angefragt - sie wisse nicht, wie das gehe und ob das etwas helfe. Sie wollte diese CD aufnehmen, also habe sie es getan, und mit der gleichen sympathischen Strategielosigkeit macht sie sich auch ans Schreiben ihrer Lieder.

Tori Amos als Blaupause

Laure Perret studierte Geschichte und Musikwissenschaften, genoss eine Ausbildung als klassische Pianistin, absolvierte ein Praktikum im Freiburger Club Fri-Son, war als Keyboarderin und Backgroundsängerin mit der wunderbaren Freiburger Band Kasette unterwegs und begann irgendwann, mit Gitarre und Piano ihre eigenen Lieder zu komponieren. «Ich hatte mich zunächst von meiner klassischen Ausbildung zu emanzipieren, also begann ich, auf dem



Klingt zuweilen wie die hochbegabte Schwester von Feist: Laure Perret. Foto: S. Nemeth

Piano und später auf der akustischen Gitarre, Popmusik nachzuspielen», erklärt Laure Perret ihren musikalischen Werdegang. Zunächst musste Tori Amos als Blaupause herhalten. Ein Einfluss, der im heutigen Schaffen von Laure Perret streckenweise noch herauszuhören ist - sie teilt mit der Amerikanerin eine Vorliebe für überraschende harmonische Wendungen und lockere Verzierungen der Gesangslinien. «Als nächster Schritt musste ich mich jedoch von Tori Amos emanzipieren», bemerkt Laure Perret mit einem Schmunzeln.

Die Musik anderer Ikonen kreuzte ihren musikalischen Weg, jene von Billie Holiday etwa oder von Joni Mitchell. Auf ihrem Erstling hat Laure Perret aber vor allem zu sich selber gefunden. Die Lie-

der werden dominiert von ihrem Piano, ihrer Gitarre und dieser alles überstrahlenden anschniegenden Stimme. Die zugezogenen Musiker fügen sich zurückhaltend, aber geschmackssicher ins Geschehen ein, oder sie verzichten gleich ganz auf eine Einmischung. Im einleitenden Paradestück «Orange Guitar», in welchem Laure Perret klingt wie die hochbegabte Schwester von Feist, ist das einzige melodieführende Instrument eine brasilianische Ukulele. Mehr braucht Laure Perret nicht, um ihre Grossartigkeit zur Entfaltung zu bringen. Da wächst etwas heran, was uns noch viel Freude bescheren wird.

Fri-Son Freiburg
Samstag, 6. März, 21 Uhr.

Bühne «Das Millionenhaus»

«Da muss die Post abgehen»

Eine bühnenreife Familiensache: Die Schauspiel-Doyenne Maria Becker und ihr Sohn Benedict Freitag spielen in Bern Komödie.

Regula Fuchs

Die ganze Familie war da, als sie im vergangenen Januar neunzig wurde: Maria Becker, die Doyenne des deutschsprachigen Theaters. Gefeierte wurde standesgemäss im Zürcher Schauspielhaus. Maria Beckers jüngster Sohn, Benedict Freitag, erzählt vom wunderbaren Fest, bei dem er den Ansager gemacht habe. «Das Haus war voll, mein Bruder Oliver Tobias aus England war da, meine Halbschwester aus Deutschland, meine Ex-Frau Nena», sagt Freitag. Und dass seine Mutter den Rummel genossen habe.

Der Becker-Freitag-Clan kommt aber nicht nur zum Feiern zusammen, sondern auch zum Arbeiten. 2002 inszenierte Maria Becker im Zürcher Rieterpark den «Jedermann», Benedict Freitag spielte die Hauptrolle, Nena die Buhlschaft, und Beckers Ex-Mann Robert Freitag wirkte hinter den Kulissen. Und nun kommen Mutter und Sohn mit der Komödie «Das Millionenhaus» nach Bern. «Wir verstehen uns auch auf professioneller Ebene ausgezeichnet», sagt Benedict Freitag, «denn wir haben dieselbe Art von Theaterschule intus.» Der 58-Jährige spricht vom «natürlichen Theater» von Max Reinhardt, mit dem schon seine Grossmutter auf der Bühne gestanden war. Wichtig sei, dass die Menschen «so reden, wie sie reden, ohne irgendwelche Manierismen», erklärt Freitag.

Heute werde diese Art von Theater allerdings selten gepflegt. Von Maria Becker weiss man, dass sie mit dem zeitgenössischen Theater wenig anfangen kann. Auch Benedict Freitag hat oft Mühe damit: «An den grossen Häusern sehe ich langfädige, eigenartige Stücke mit unfassbar teuren Bühnenbildern, und ich verstehe auch nach einer Stunde noch nicht, was die eigentlich wollen.

Man sagt mir, das sei ein Abbild der heutigen Gesellschaft. Aber ich kenne niemanden, der sich so aufführt wie die Menschen auf der Bühne.» Deshalb bevorzuge er kleinere Produktionen. «Oft ist es auch schlicht langweilig. Schliesslich war ich sechs Jahre lang Rock-'n'-Roll-Musiker, da muss auch im Theater die Post abgehen.»

Benedict Freitag trat nämlich nicht von Anfang an in die Fussstapfen seiner Eltern, sondern liess sich von den Beatles und den Rolling Stones zunächst zur Musik verführen. «Vater, Mutter, Onkel, Brüder, Grosseltern - alle waren Schauspieler. Ich wollte eine andere Welt kennen lernen, wurde Musiker und reiste in die USA und nach Kanada», so Freitag. Dort lebte er eine Zeit lang bei den Indianern, bevor er zurückkehrte - und doch Schauspieler wurde. «Ich bekam ein Rollenangebot, allerdings nicht von meinen Eltern. Das war wohl entscheidend», vermutet Freitag. Er nahm die Rolle an, die Arbeit gefiel ihm - «und ich verdiente mehr als mit der Musik. Das war nicht ganz unwichtig, denn ich hatte schon früh Kinder.»

Wer hat das letzte Wort?

Seit 1981 ist Freitag mit der Schauspieltruppe Zürich verbunden, die seine Eltern 1956 gegründet haben. Das Publikum berühren, es in eine andere Welt versetzen, eine klare Sprache sprechen - dafür steht die Truppe noch immer. Und das verspricht auch Grazia Meiers Komödie «Das Millionenhaus», in der eine gesprächige alte Dame einen Studenten bei sich wohnen lässt, der ihr allerdings nicht viel Ablenkung bietet - und später kreuzen ein Wellness-Guru, ein Insektenforscher und ein reicher Macho auf.

Benedict Freitag spielt nicht nur alle Männerrollen, er führt auch Regie. Wer hat da jeweils das letzte Wort? Mutter oder Sohn? Freitag antwortet diplomatisch: «Wir diskutieren das aus. Und die bessere Idee gewinnt.»

Theater am Käfigturm

Donnerstag, 4., und Freitag, 5. März, 20 Uhr.



«Wir verstehen uns auch auf professioneller Ebene ausgezeichnet», sagt Benedict Freitag über seine Mutter Maria Becker. Foto: zvg

Lesung Jens Nielsen und Guy Krneta

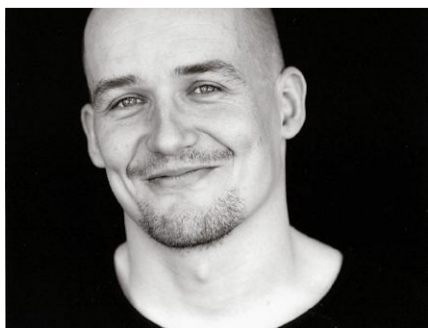
Die Zunge im Nacken

Der Autor Jens Nielsen stellt in Bern seinen Band mit wunderlichen Sprachstücken vor, in denen die Logik Purzelbäume schlägt.

Ein Mann trifft eine Frau im Waschsalon, eine Frau trifft einen Mann im Park, ein Mann trifft eine Frau im Theater: Die Begegnungen, die der in Aarau geborene Autor Jens Nielsen in seinen Erzählungen schildert, erscheinen im Grunde banal. Und doch sind sie alles andere als alltäglich: Denn während sich im Waschsalon die Wäschestücke der Frau und des Mannes in der Maschine vereinigen, laufen seine Gedanken Amok; im Park fällt der Mann in Zeitlupe, während die Frau ihm ihr ganzes Leben erzählt; und im Theater wachsen die Körperteile von Frau und Mann zusammen: «Da löst sich meine Zunge aus meinem Mund fällt der Frau in den Nacken und wächst an.»

In Jens Niensens Kurzprosa schlägt die Logik Purzelbäume, die Sprache

zaubert Bilder wie Kaninchen aus dem Hut, und die Gedanken machen wilde Kapriolen. Im kürzlich erschienenen Band «Alles wird wie niemand will» sind diese Sprachstücke versammelt, und eigentlich sind es ja Sprechstücke, denn Nielsen hat sie ursprünglich als Text-Performance konzipiert. Der 1966 geborene Autor ist denn auch vor allem als Dramatiker tätig - kein Wunder, sind seine Texte auf wenige Zeilen eingedampfte Mini-Dramen.



Jens Nielsen sucht die entlegenen Ecken der Sprache auf. Foto: zvg

Jens Nielsen sucht darin die entferntesten und reichlich zauberhaften Ecken der Sprache auf, betritt jene unausgetretenen Pfade, wo die Poesie der Wahrscheinlichkeit den Rang abläuft: «Ich gehe / Sagte sie / Stand auf / Und ging zur Tür hinaus / Sofort überfiel den Mann eine grosse Einzelhaft». Es ist ein kindlicher, märchenhaft-surrealer Kosmos, in dem einem ein Theater entgegenkommen kann und wo ein Mann ein halbes Jahr in der Zukunft lebt, was natürlich zu Zusammenstössen mit seinen Mitmenschen führt.

Jens Niensens erste Textveröffentlichung «Alles wird wie niemand will» ist in der Edition Spoken Script des Verlags Der gesunde Menschenversand erschienen, jener Reihe, welche die orale Literatur der Spoken-Word-Szene auf Papier festhält. Guy Krneta, auch Autor von Spoken Script, stellt am selben Abend seine Kürzest-Geschichten aus dem Band «Mittelland» (siehe «Bund» vom 12. Januar) vor. (reg)

Café Kairo Donnerstag, 4. März, 20.30 Uhr.

Sounds Imogen Heap

Die digitale Modellathletin

Die Zeiten, in denen Musiker anhand der Anzahl Klicks auf ihre Myspace-Seite eingeschätzt wurden, sind eigentlich vorbei. Längst ist bekannt, dass da munter manipuliert wird und die meisten der Besuche vom Urheber selbst gemacht werden.

Bei der Sängerin Imogen Heap wird dennoch gerne eine Ausnahme gemacht. Ihre Myspace-Seite wurde über 16 Millionen Mal besucht, weshalb die Engländerin landläufig als Modellathletin des Web-2.0-Zeitalters gefeiert wird. Ein Status, den sich Imogen Heap auch damit verdient hat, dass es ihr gefällt, das Youtube-Portal mit massenhaft selbst gedrehtem Filmmaterial zu versorgen, auf welchem alles, aber auch wirklich alles über die 33-Jährige zu erfahren ist, die bereits im Atari-Zeitalter mit dem Produzieren elektronischer Musik begonnen hat.

Vom Gerber zum Grammy

An der diesjährigen Musikmesse Midem trat der Manager von Imogen Heap an einem Panel auf und verriet,

dass drei Leute tagtäglich mit nichts anderem betraut sind, als Frau Heap im Netz bekannt zu machen und den Kontakt mit der wachsenden Fan-Gemeinde zu pflegen.

Ein Konzept, das aufgegangen ist. Die Frau, die einst als Gastsängerin des Berner Bassisten Mich Gerber für Aufhorchen sorgte, die mit ihrem Projekt Frou Frou bezaubernden Elektro-Pop produzierte und 2004 ihre Wohnung verpfändete, um die Produktion ihrer ersten Solo-CD zu finanzieren, hat mittlerweile einen Grammy bei sich zu Hause stehen (in der nicht ganz so gloriösen Kategorie «Best Non-Classical Engineered Album»), und sie ist mit ihrem aktuellen Werk «Ellipse» auf Rang fünf der US-Charts geschossen.

Ein Album, das etwas allzu starr in einer lullenden Säusel-Elektro-Pop-Geschmeidigkeit verharret, aber immerhin voller ungeläufiger Programming-Ideen steckt. (ane)

Turnhalle Progr Bern

Mittwoch, 10. März, 20.30 Uhr.